Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 50

Artikel: Fegfeuer
Autor: Schär, Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649462

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FEGFEUER

Gottvater hat ihn gewiss in seine seligen Gefilde aufgenommen, den Weber-Godi mit seinem ihn unter den Mitmenschen zum Charakteristikum kennzeichnenden, stark hervortretenden Adamsapfel. Denn das allen Missetätern für irdisches Fehlen in der Ewigkeit verheissene Fegfeuer hatte Godi schon zu Lebzeiten abverdient. Als mildernden Umstand seines Vergehens mag in Erwägung gezogen werden, dass Gelegenheit Diebe macht, und so war's auch mit Godis Diebstahl, welcher anderthalb Dutzend Reiswellen alles in allem ausmachte, denn sie lagen ja sozusagen am Wege, und es war, als ob sie dem Holzsammler direkt zuriefen: «Nimm uns mit, niemand kommt gross zu Schaden, die grosse Waldburgerkorporation weiss ohnehin nicht recht, wie sie das viele Holz loswerden soll (das war selbstverständlich noch vor dem Krieg gewesen). Godi, sei kein Dummkopf, weit und breit ist kein Zeuge um den Weg, wenn du uns mitlaufen lassen tust. Und so einem schitteren Mannli, einem Taglohn-Handweber, sind ein paar Reiswellen gerade willkommen; du brauchst den Rücken ein paarmal weniger zu krümmen, wenn du uns mitlaufen lässest.» Godi schenkte dem bösen Verführer ausnahmsweise ein offenes Ohr und lud ein paar Reiswellen auf seinen Karren. Doch als ein Ast unter seinen Füssen knackte, regte sich bereits das Gewissen des sonst unbescholtenen Mannes, dass er erschreckt in seinem Diebstahlshandwerk aufhorchte, als ob bereits der leibhaftige «Hörnli-Gödel», der Teufel, ihm schon im Nacken sässe.

«Ah-bah, so zu erschrecken, aber am Ende lasse ich doch besser meine Hände von solch unrecht angeeignetem Gut», mahnte Godis innere Stimme. Godi hatte, trotz seines spärlichen Einkommens als Handweber bis jetzt seiner Lebtag noch nie etwas gestohlen. Und wie alles andere, so muss auch das Stehlen gelernt sein. Aber diesmal war die Stimme des Verführers stärker als die Stimme des Gewissens. Unter drei oder vier Fuhren, die Reiswellen geschickt verdeckt vom aufgelesenen Sammelholz, führte der bis anhin unbescholtene Mann seine gestohlene Fracht nach Hause. Kein Mensch hätte dessen selbstgefahrene Holzfuhre auf ihre reelle Grundlage angezweifelt. Dagegen verursachte das bis jetzt unverrostete Gewissen dem armen Manne wahre Seelenpein. Aus dem Rhythmus des trockengelaufenen, quietschenden Räderwerkes hörte der Mann die Melodie: «Sie gseh di de, sie gseh die de», und als er seine Schelmenfahrt in beschleunigtem Tempo weiterführen wollte und Strafe und Verdammnis böse Zukunftsbilder vormalten, quietschte das Räderwerk: «I ha's gäng dänkt, i ha's gäng gseit...» Doch daheim, in seinem kleinen, baufälligen Häuslein, hatte Godi alle Vorsicht beim Versorgen seines zu Unrecht erworbenen Gutes walten lassen. Jetzt kam bereits eine gewisse Sicherheit und ein ausgesprochener Besitzerstolz über den Mann. Da sollte einer kommen und ihm unter seinem Dache herumschnüffeln. So ein eigenes Dach über dem Kopfe hatte jederzeit seinen Vorteil, und wäre das Bauwerk auch nur eine verlotterte Hütte! Weber-Godis Gewissen schlief allmählich ein, kein Hahn schien um der paar lumpigen Reiswellen willen zu krähen. Und bereits zog der Winter ins Land, als einmal der Handwerker ein im Auftrag fertig gewobenes Stück Leinwand der Weyermatt-Bäuerin ins Haus trug. Dort wurde Godi, der im Sommer zuweilen als Taglöhner arbeitete, zum Vesperimbiss eingeladen. Und zufällig liess da der Bauer ein Wort fallen, das dem Leinenweber den Angstschweiss auf die Stirne trieb. Es sei glaub Holz gestohlen worden im Walde; die Burgergemeinde sei jedoch dem Uebeltäter bereits auf der Spur. Der könne sich auf eine gehörige Strafe gefasst machen. Neben einer gehörigen Geldstrafe seien ihm 14 Tage Arrest im Hotel «Storchen» (Bezirksgefängnis) sicher.

Dem Handwerker quoll jetzt der Bissen Dörrfleisch im Munde und sein Adamsapfel trat auf einmal beängstigend stark hervor.

«He, Godi, genier dich nicht, lang zu, kommst ja sicher nicht alle Tage zu Bauernhamme», ermunterte gutmütig und ahnungslos der Bauer. Doch Godi hatte in seiner Angst auf einmal allen Appetit selbst auf Bauernhamme verloren. Dass die Burgergemeinde nicht auf den Dieb der anderthalb Dutzend Reiswellen fahndete, sondern auf einen noch grössern Sünder, der ein ganzes Klafter Buchenspälten hatte mitlaufen lassen, hatte der Bauer vergessen zu berichten. Und darum war es Godi nicht mehr wohl in seiner armen Haut. Rascher als dies sonst der Fall war, empfahl und bedankte er sich bei seinen Arbeitsgebern. In der Nacht, erfüllt von Angst und Schrecken, da ihm der Vorzug des guten Gewissens als sanftes Ruhekissen entzogen war, überlegte der Handweber, wie er sich am besten aus der Affäre ziehen könnte. Morgen war Sonntag. Am liebsten hätte Godi die Reiswellen auf den Karren geladen und wieder an ihren früheren Standort geführt. Aber das liess sich praktisch nicht ausführen, ohne aufzufallen. Darum, so überlegte er weiter, sei es besser, die Beweise seiner Untat aus der Welt zu schaffen, das will heissen, vernichten, einfach im Ofen verbrennen.

Am andern Tag gab's im Waldhüsi einen warmen Ofen. «Bisch eigetlig verruckt, Godi», schimpfte Lisabeth, seine bessere Ehehälfte, als der Weber innert kurzer Frist schon die fünfte Reiswelle ins Ofenloch schob und die Absicht offenbar zutage trat, dass auch noch andere Reiswellen dem Schlechtgewissen Opfertod geweiht waren. «Ja, weisst, Lisebeth, der Teufel könnte am Ende den Lätzen nehmen. Besser ist besser.» Godi, der sonst Fügsame, auch seiner Frau in Gehorsam ergeben, setzte sich und sein Vorhaben allem Schelten und Wettern zum Trotz einmal durch. Der Ofen war jetzt nicht nur heiss, sondern er glühte. Mitten im Winter mussten alle Fenster sperrangelweit geöffnet werden, weil die Zimmertemperatur unerträglich hoch wurde. Der Schweiss lief dem Weber bachweise über den Leib.

«Godi, jetz gloubig de gly, es fähl dir im Gring», schimpfte die über ihres Mannes Handlungsweise und deren Hintergründe nicht orientierte Frau. Godi aber heizte unentwegt weiter...

Auf einmal hörte man im Kamin ein unheimliches Rascheln und Knistern. «Kaminbrand», sagte schaudernd Godi. Die Ofenplatte hatte auch bereits einen tiefen Sprung. Doch nun wurde die Sache ernst. Bitterernst. Durch den Kaminbrand sprühten die Feuerfunken auf das Schindeldach, fielen in den Holzschuppen hinunter, in das dort aufgeschüttete Tannzapfenlager und bald entzündete sich das Holz lichterloh.

«Gödu, es brönnt», schrie nun ausser sich vor Schrecken die Frau, und wirklich, das kleine Haus brannte lichterloh. Innert kurzer Zeit standen Godi und sein Weib mit ihren noch halbgewachsenen Kleinen am Grabe ihrer irdischen Habe, vor völlig leergebrannter Stätte. Gewiss, es war ein armseliges, baufälliges Haus, das die Flammen verzehrt hatten, aber es war doch ein Haus gewesen, ein eigenes Dach über dem Kopf, auf das sich der Leinenweber so viel zugute getan hatte.

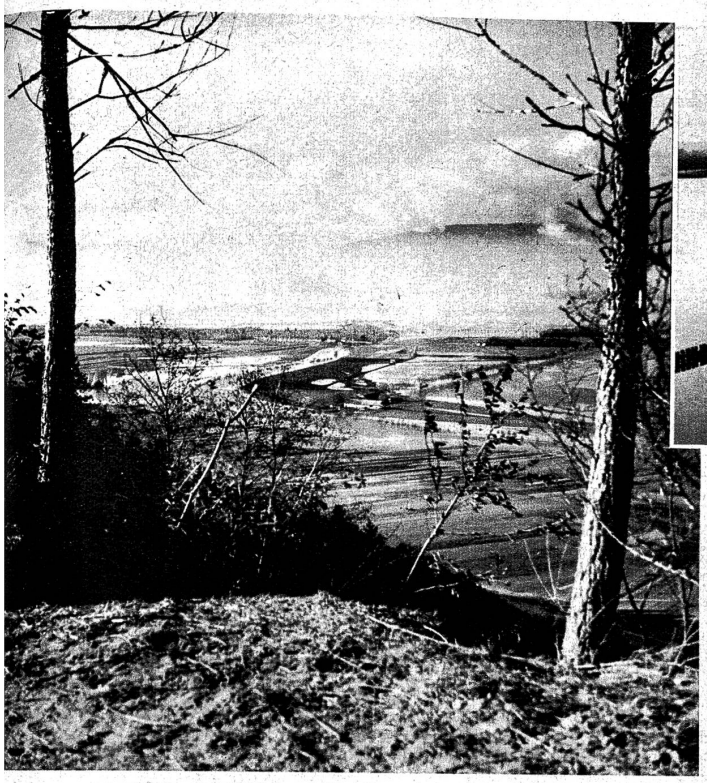
Beim Weyermatt-Bauer im Stock fanden die all ihres irdischen Besitztums Entblössten Unterkunft. Dem Weber-Godi fehle es seit der Feuersbrunst im Kopf, sagten die Leute. Tagelang starre er nur so vor sich hin und es sei nichts aus ihm herauszubringen, als immer dieselben Worte: «Die verfluchten Reiswellen!»

Eine Brustfellentzündung hatte sich der schwer heimgesuchte Mann bei der Feuersbrunst auch noch zugezogen. Der Doktor sagte, es sei schwer festzustellen, ob der Mann durch die seelische Erschütterung über den Verlust seines Hauses nicht noch mehr gefährdet sei als durch die körperliche Krankheit. Auf der Brust sei er schon lange vorher krank gewesen.

Godi lag eines Tages in der Hofstatt auf einem pritschenartigen Bett unter einem vollerblühten Apfelbaum mit den deutlichen Kennzeichen eines Schwerkranken. Den Frühling wollte er noch einmal sehen, trotzdem er, so redete er sich ein, es nicht wert sei, von des lieben Herrgotts Sonne beschienen zu werden. Da trat der Weyermatt-Bauer teilnehmend an sein Lager.

«Wie geht's dir, Godi?» fragte er teilnehmend. Er hatte den stillen, früher stets so dienstfertigen Mann immer geschätzt. Und die Hand hätte er auch für dessen Rechtschaffenheit ins Feuer gelegt. Dass die Leute alle so gut zu ihm, dem Weber, waren, war doch nichts als Christenpflicht. Für Weber-Godi war dieses Gutsein der andern feurige Kohlen auf seinem Haupte. Hatte er nicht die ganze Burgergemeinde bestohlen. Und nun war gestern der Burgerpräsident in höchsteigener Person gekommen und hatte gesagt, selbstverständlich stelle ihm die Burgergemeinde das Bauholz zur Verfügung, falls er wieder zu bauen im Sinne hätte. Wie ein Schlosshund hätte da der Schwerkranke angesichts so vielen Wohlwollens losheulen mögen. Und es war ihm klar, dass sein Vergehen, der Reiswellendiebstahl und die nach sich ziehenden Folgen, eine Sühne heischte... Vor dem Tode wollte er noch beichten, ein umfassendes Geständnis

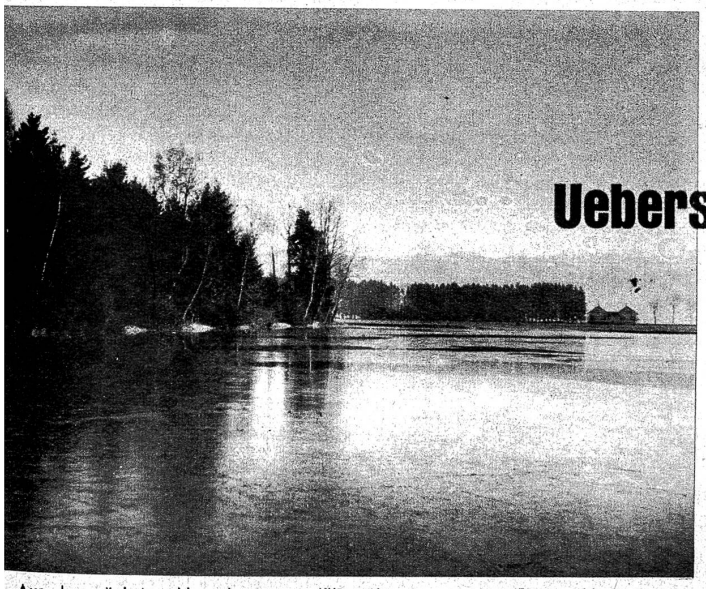
(Zens. Nr. 7473)



Ausblick vom Vuilly auf das überschwemmte Gebiet

Wie tief das Wasser steht, sieht man am besten an diesem Zaun, der kaum noch sichtbar ist

Aus dem Schweinestall von Witzwil ist ein hübsches Weekend-Häuschen am See geworden



Aus der nächsten Umgebung von Witzwil (Photos H. Steiner)

Ueberschwemmungen bei Witzwil und St. Johannsen

In der vergangenen Woche sind aus der ganzen Schweiz Nachrichten von Ueberschwemmungen eingetroffen. Während an den meisten Orten der Wasserstand wieder zurückgegangen ist und die Flüsse sich wieder in ihr normales Bett zurückgezogen haben, ist im Seeland, in der Nähe von Witzwil und St. Johannsen, das Wasser noch immer im Steigen. Die Zihl scheint rückwärts zu fliessen, und im Zeitpunkt, da unser Artikel entstand, schienen noch immer neue Wassermengen aus dem Boden zu dringen. Die Gegend ist dadurch in eine reizvolle Seelandschaft verwandelt worden, doch dürften die Besitzer des überschwemmten Gebietes kaum grosse Freude daran haben. (Beh. bew. Nr. 7473)

ablegen. Diese Schuld wollte er nicht mit ins Grab nehmen, und seine verlorengegangene Seelenruhe wieder finden. Und dann — in Gottesnamen sterben! Und da schien ihm der Augenblick und die Gelegenheit zur Erleichterung seines Gewissens in der Gestalt des Weyermatt-Bauern gekommen.

«Ich möchte Euch gern etwas sagen, wenn Ihr Zeit hättet, Bauer.» Der setzte sich zu dem Kranken auf die Pritsche und fragte mit gutmütiger Heiterkeit:

«Was hesch ächt uf em Gwüsse, Godi? Nume füre mit der Sprach!»

Da legte der Weber ein umfassendes Geständnis ab, wohl wissend, dass er damit vor die rechte Schmiede kam, war doch der Bauer auch Mitglied des Burgerrates.

«He z'donnig schiess, Godi, wäg dene paar ne Wedele hesch du arme Schlufi di Hütte verbrönnt. Wäge dene hätte mir di mi Seel nid ufghänkt. Hingäge dr anger, wo-n-es ganzes Chlofter buechigs Holz gstohle het, dä geit jetz läär us, will me-n-ihm nüüt cha bewiese... Jä nu, es isch ja gäng so gsi, wie me seit: die chlyne Schelme tuet me häiche und die grosse laht me la loufe... Hingäge los, Godi, tue di jetz nümm länger plage u dr ds Läbe schwär mache, wenn all Lüt no e so-n-es unverroschtets Gwüsse hätte wie du, so wär's uf dr Wält nit schlimm.»

Nur ein paar Wochen später trug man Godi, den bis auf die Haut und Knochen abgezehrten Lungenschwindsüchtigen, auf den Gottesacker. Und er hatte, an den Umständen gemessen, um seiner Heimsuchungen willen, ein recht stattliches Begräbnis. Auf seinem abgezehrten Gesicht lag der Friede einer bereits im irdischem Fegfeuer geläuterten Seele. Marie Schär.